

Akelei steht in weißen Buchstaben an der Tür. Alle Zimmer im Mehrgenerationenhospiz tragen die Namen von Blumen, sie heißen Osterglocke, Veilchen, Buschwindröschen oder Flieder. Am Türgriff hängt ein Anhänger mit einem Herz, auf dem Fußboden steht ein Glas mit einer Kerze darin. Die Ehefrau und die anderen Angehörigen treten aus dem Zimmer in den Flur, der Leichnam wird nun in den Sarg gebettet. Ein Mann spielt auf der Akustikgitarre eine Melodie. Er stimmt ein leises Summen an.

VON ALEXANDER JÜRGS
AUS KASSEL

Der Sarg wird aus dem Zimmer geschoben, summend folgen ihm die Menschen durch die Gänge. „Die Geburt, das Kommen der Liebe, der Tod, das Zurückgehen in die Liebe“, singen sie im Chor. Im Eingangsbereich und vor dem Haus warten noch mehr Menschen, der Gesang wird lauter. Mehr als 50 Personen sind gekommen, um den Mann, der am Tag zuvor gestorben ist, zu verabschieden. Der Tod und das Sterben sind hier allgegenwärtig, sie werden nicht versteckt. Im März hat das Hospiz eröffnet, im Kasseler Stadtteil Rothenditmold, einem früheren Industriegebiet. Patrick O'Connor-Close, der Verstorbene, war einer der Ersten, der in die Einrichtung gezogen ist. 16 Wochen hat er im Hospiz gelebt, bevor er im Alter von 89 Jahren gestorben ist. Der Krebs hatte sich immer weiter in seinem Körper ausgebreitet. Seine Frau, 90 Jahre alt, war zuletzt nicht mehr in der Lage gewesen, ihren Mann zu Hause zu pflegen.

Hospiz bedeutet Herberge, Gasthaus. Unheilbar Kranke verbringen hier ihren letzten Lebensabschnitt, der Übergang in den Tod soll ihnen so angenehm wie möglich gemacht werden. Zwei Grundgedanken eint die unterschiedlichen



„Die Kinder sind da, um Spaß zu haben“: Junge im Kasseler Mehrgenerationenhospiz

Am Ende ein lila Zimmer

In Kassel gibt es jetzt Deutschlands erstes Hospiz für todkranke Kinder und Erwachsene. Hier soll es mehr ums Leben als ums Sterben gehen

Hospize: Die Lebensqualität der Erkrankten soll erhalten bleiben. Und: Die Kranken sollen das Recht auf Selbstbestimmung behalten, die Pflege soll sich an ihren Wünschen orientieren. Es geht darum, gut zu sterben – so absurd das im ersten Moment klingen mag.

Als Begründerin der Hospizbewegung gilt die Britin Cicely Saunders. Als

Krankenschwester hatte sie in den 40er-Jahren selbst Sterbende gepflegt. Saunders war damals schockiert, wie mit diesen Patienten umgegangen wurde, die Pflege nannte sie inhuman. Nach ihrer Ausbildung zur Ärztin entwickelte sie ihre eigene Vision für ein Sterben in Würde. 1967 eröffnete Saunders in London das St Christopher's

Hospice, das erste stationäre Hospiz. Ihre Idee fand viele Nachahmer. In Deutschland gibt es heute mehr als 230 stationäre Hospize, dazu kommen noch über 300 Palliativstationen an Krankenhäusern. Seit 1996 hat sich laut Deutschem Hospiz- und Palliativverband die Anzahl der Hospize im Land mehr als verachtfacht.

Das Besondere an der Einrichtung in Kassel: Sie ist Deutschlands erstes Mehrgenerationenhospiz. Sowohl unheilbar kranke Kinder und Jugendliche wie auch Erwachsene werden aufgenommen. Acht Plätze werden vergeben, mindestens zwei davon sind für Kinder reserviert. „Unser Gedanke war, dass wir einen Ort ohne Grenzen schaffen wollen, der ein Miteinander der Generationen ermöglicht“, sagt Viviane Clauss, die den Pflegedienst des Heilhauses leitet. Die schlanke Frau, ganz in Schwarz gekleidet, hält es für einen Fehler, dass das Sterben meistens ausschließlich mit Alter verbunden wird. „Die Kinder sind nicht zum Sterben da, sondern, um zu leben, um Spaß zu haben“, sagt Viviane Clauss. Auch für sie soll der Grundgedanke der Hospizbewegung, Schwerkranken ein wertvolles Leben zu ermöglichen, gelten.

Gerda Busch, 55 Jahre alt, sitzt aufrecht in ihrem Bett. Sie hat das hinter sich, was man eine lange Krankheitsgeschichte nennt. Sie kann nicht mehr sprechen, der Krebs hat ihre Mundhöhle und ihren Kiefer zerstört. Über einen Schlauch wird sie mit Sauerstoff versorgt. Trotzdem kann man mit ihr kommunizieren. Stellt man ihr eine Frage, dann schreibt sie die Antwort mit Kugelschreiber auf einen Notizblock. Lautet ihre Antwort schlicht Ja, dann streckt sie den Daumen in die Höhe. Lautet ihre Antwort Nein, dann wischt sie mit den Händen durch die Luft.

Und sie zeigt die Fotos, die sie auf ihrem Mobiltelefon gespeichert hat. Das Bild der Tochter, die als Kosmetikerin arbeitet. Das Bild des Sohnes, der gerade an seiner Masterarbeit sitzt. Das Bild von Luna, ihrem Hund, der nun bei der Tochter ist. Die Wände des Raums sind lilafarben gestrichen, in der Ecke steht ein zusätzliches Bett. Manchmal übernachtet ihr Lebensgefährte oder eines der Kinder bei ihr im Hospiz. Die Zimmer sind bewusst schlicht eingerichtet, damit die, die hier für einige Wochen

oder Monate leben, sie mit eigenen Gegenständen füllen können.

Gerda Busch war bei einem Weihnachtsmarkt, der auf dem Heilhaus-Gelände stattfand. Eine ehrenamtliche Helferin hat sie besucht, um mit ihr „Mensch, ärgere dich nicht“ zu spielen. Sie mag es, wenn jemand sie im Rollstuhl nach draußen bringt. „Es ist uns wichtig, dass die Hospizgäste, wenn sie das wünschen, am Alltag der Gemeinschaft teilnehmen können wie jeder andere auch“, sagt Bea Meiering, Pflegedienstleiterin im Hospiz.

Im Fall des verstorbenen Patrick O'Connor-Close bedeutete das, dass man ihm, dem Musikliebhaber, den Besuch von Konzerten ermöglichte. Der Mann, der sich selbst nicht mehr bewegen konnte, wurde dafür in seinem Krankenbett in den Veranstaltungssaal des Heilhauses gebracht. Liegend konnte er dort, mitten unter den Konzertgästen, der Musik lauschen. „Man spürt, dass hier der Mensch im Vordergrund steht“, sagt Petra Unsinn. Sie ist die Tochter einer 71-Jährigen, die seit vier Wochen im Hospiz lebt. Ihre Mutter ist unheilbar an Krebs erkrankt.

Petra Unsinn erzählt von der engen Bindung zu ihrer Mutter. Sie ist allein bei ihr aufgewachsen, die anderen Familienmitglieder leben weit entfernt. „Wir hatten immer nur uns zwei, wir waren immer auf uns gestellt“, sagt sie. Die Erkrankung der Mutter war für sie ein schwerer Schock. „Ich konnte mir anfangs nicht vorstellen, wie ich überhaupt ohne sie weiterleben soll“, sagt Unsinn, die selbst Mutter von drei Kindern ist. Die unbefangene Art, wie in dem Hospiz mit dem Sterben umgegangen wird, habe ihr geholfen. „Hier kann ich sein, wie ich will“, sagt sie. Seit ihre Mutter im Hospiz ist, verspüre sie wieder Hoffnung. Die Angst, am Verlust der Mutter zu zerbrechen, sei zurückgegangen. „Hier habe ich begriffen, dass das Sterben zum Lebensfluss dazugehört“.